

nicht erweisen. Die Kirche hat schon zu tiefgreifende Veränderungen in den Institutionen und im Recht erfahren, als daß man vor-schnell ein Prinzip verabsolutieren könnte und dürfte. Schillebeeckx wies in dem eben erwähnten Vortrag mit Recht darauf hin, daß sich „aus dem Wesen der Kirche nicht a priori kirchliche Strukturen ableiten lassen“. Die Kirche hat vielmehr im Wandel der Geschichte jeweils die Strukturen zu finden, die in dieser geschichtlichen Situation konkret notwendig sind und deswegen auch dem von Gott der Kirche eingestifteten Wesen entsprechen.

Genau dies gilt von der kollegial-synodalen Struktur des kirchlichen Amtes. Sie ergibt sich so zwingend aus den Erfordernissen der Kirche und ihrer Sendung in unserer Zeit, daß

sie als die notwendige Konkretisierung des Wesens der Kirche heute erscheint. Das ist wohl der tiefere Grund, warum sich die Idee der Kollegialität so rasch und mit solcher Überzeugungskraft durchsetzte, daß es heute nirgends mehr um das Prinzip, sondern nur noch um dessen konsequente Durchführung geht. Auch die Bischofssynode und die aus ihr hervorgehenden kollegial-synodalen Institutionen werden deswegen „auf eine konkrete historische Weise hic et nunc vom eigentlichen Wesen der Kirche gefordert“ (Schillebeeckx).

Das besagt allerdings nicht, daß das Prinzip der Kollegialität schon nach allen Seiten hin und in allen seinen Konsequenzen durchdacht wäre. Hier liegt die Aufgabe und die Chance der Synode.

Wolfgang Seibel SJ

Studententagung des Internationalen Katholischen Filmbüros (OCIC)

Parallel zu den Berliner Filmfestspielen fand vom 28. Juni bis 1. Juli in der Berliner Kongreßhalle die 16. Internationale Studententagung des OCIC (Office Catholique International du Cinéma) statt. Die letzte Tagung wurde 1966 in Mexiko unter dem Thema „Neue Aspekte der katholischen Filmarbeit im Lichte des Konzils“ abgehalten. Von den 42 dem OCIC angeschlossenen Ländervertretungen waren aus 24 Ländern Delegierte gekommen, insgesamt 150 Teilnehmer.

Das OCIC hat sich zur Aufgabe gemacht, die katholische Filmarbeit auf weltweiter Ebene zu fördern und zu koordinieren. Es unterhält Verbindung zu den entsprechenden Einrichtungen der Vereinten Nationen, zu den Gremien der Filmfachwelt und zur Päpstlichen Kommission für die Massenmedien. Im Lauf seines 39jährigen Bestehens erhielt es durch die päpstlichen Verlautbarungen „Vigilanti Cura“ (1936), „Miranda prorsus“ (1957) und zuletzt durch das Konzil einen bedeutenden Aufschwung. Das Direktionskomitee besteht aus 11 Mitgliedern und wird von den im Generalrat zusammengefaßten Länderver-

tretungen für sechs Jahre gewählt. Gegenwärtiger Präsident ist Msgr. Jean Bernard (Luxemburg). Seit 1947 beteiligt sich das OCIC durch Jurys an den großen Festspielen in Cannes, Venedig, San Sebastian und Berlin. Sie verleihen den OCIC-Festspielpreis an den Film, der unter den gezeigten Werken am meisten zum geistigen Fortschritt und zur Förderung menschlicher Werte beiträgt. Der beste Film des Jahres wird durch den „Großen Preis“ ausgezeichnet.

Das Generalsekretariat hat seinen Sitz in Brüssel. Daneben arbeiten Sekretariate für Lateinamerika (Lima), für afro-asiatische Entwicklungsländer (Rom), für filmkulturelle Arbeit (St. Etienne, Frankreich), für Förderung wertvoller Filme (Paris), ferner die Sekretariate „Film und Jugend“ (Brüssel) und „Information und Presse“ (Paris). Das offizielle Organ des OCIC ist die „Revue Internationale du Cinéma“.

Die Kongreßtage waren dem Thema „Begegnung mit dem Film“ gewidmet. Damit sollte angedeutet sein, daß man über die bisher schon bestehenden Filmgespräche z. B. in

Valladolid und Assisi hinaus im Rahmen der Berliner Festspielwochen „eine echte Begegnung mit der Welt des Films ermöglichen und während der Studientagung an den Filmfestspielen teilnehmen“ wollte. Manche Filme der Festspiele wurden auch auf der OCIC-Tagung selbst gezeigt, wie „Alle Jahre wieder“, „Der alte Mann und das Kind“, „Die Ratten erwachen“. Im Mittelpunkt der Tagung sollten „freie Aussprachen mit den Schöpfern von Filmen“ stehen und somit „vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte des Films“ öffentliche Diskussionen über Grenzen, Völker und Sprachen hinweg in Gang kommen. Laut KNA waren alle Filmautoren und Regisseure der Festspiele eingeladen worden. Das OCIC verstand sich selbst dabei lediglich als Institution, die den Rahmen und die Plattform zum Gespräch der Filmleute unter sich abgeben wollte. Darüber hinaus hatte sich das OCIC zum ersten Mal mit der evangelischen Schwesterorganisation INTERFILM zusammengetan – ein kühner Versuch also in zwei Richtungen.

Man eröffnete den Kongreß mit einem Empfang im „Haus der Kaufleute“. Die „abundantia clericorum“ wurde nur durch die Anwesenheit der Preisträgerin Ulla Jacobsen und einiger Damen charmant aufgelockert und durch das Aufkommen ziviler Kleidungsformen beim Klerus etwas vertuscht. Die Grußbotschaft des Papstes überbrachte der Präsident der Päpstlichen Kommission für soziale Kommunikation; die Bundesregierung grüßte durch einen Beauftragten des Innenministeriums, INTERFILM wurde durch seinen Präsidenten vertreten. Der Generalvikar von Berlin grüßte im Namen des Kardinals die Teilnehmer in der Stadt, „in der täglich gerungen wird, welches Menschenbild unsere Gesellschaft bestimmen soll“. Auch der Präsident des OCIC apostrophierte Berlin als die „heroische Stadt“, die in der ganzen Welt als Sinnbild des Lebenswillens und des Willens zu einem Leben in Freiheit gelte.

Die besorgte Frage Bischof Leiprechts, ob man durch den neutralen Titel „Begegnung mit dem Film“ etwa schleichend einer Säkularisierung zum Opfer gefallen sei, kam im

Surren der Fernsehkamera und im gleißenden Licht der Scheinwerfer nicht so hart beim Publikum an, wie sie klang. So hatte alles seinen Platz, die Repräsentation und das hohe Wort; die Freunde trafen sich, die wichtigen Gespräche am Rande begannen, meist schon während der Reden.

Der folgende Tag brachte die Eröffnung der Rundgespräche in der Kongreßhalle. Eine Umfrage bei 100 Regisseuren aus 20 Produktionsländern hatte die Themen schon vorbereitet. Der erste Tag galt der „Verständigungsnot zwischen Menschen und Völkern“ im Film. Am zweiten folgten Gespräche über „Film und Idee“, während „Religion und Film“ am dritten Tag diskutiert wurde. „Liebe im Film“ war dem vierten Tag vorbehalten. Von den sechs Teilnehmern an der Podiumsdiskussion sollten jeweils vier aus der Filmbranche kommen, die beiden anderen den christlich-spirituellen Standpunkt beleuchten. Diese geplante Verteilung ließ sich nicht durchhalten; aber immerhin gelang es, Regisseure wie Claude Berri („Der alte Mann und das Kind“), Giovanni Vento („Il Nero“), Peter Schamoni („Alle Jahre wieder“), Johannes Schaaf („Tätowierung“), Louise Weiss (Frankreich) und den Produzenten Rob Houwer (Deutschland) zu gewinnen.

In den Diskussionen wurde ein weites Spektrum von Fragen der Filmkritik, der Filmästhetik, der Erziehung zum Film usw. angesprochen. Den interessierten Beobachter bewegte jedoch vornehmlich die Frage, wie dieser Kongreß des OCIC seinem eigenen Selbstverständnis gerecht wurde. War er mit seiner speziellen Zielsetzung gelungen? Man kann das sicherlich nicht verneinen – die Partner waren anwesend. Aber es stimmt nachdenklich, daß z. B. bis zum Vorabend der Diskussion noch kein Teilnehmer aus dem Kreis der Filmschaffenden des Gastlandes Deutschland zugesagt hatte. So zog man buchstäblich in letzter Minute an die Hecken und Zäune, um die einzuladen, für die noch Platz war. Daher ist es verständlich, daß sich nahezu jeder Regisseur einleitend entschuldigen mußte, er sei nicht vorbereitet, denn man habe „es“ ihm nur ganz kurz vorher mitge-

teilt – und manche mußten „gleich wieder weg“!

Für den deutschen Sprachraum mögen die Beiträge von Schamoni und Schaaf interessant sein. Beide teilten die Allergie gegen jegliches Pathos und eine „Man-merkt-die-Absicht-Botschaft“, die Abneigung gegen das Schlagwort. Man möchte in einer „zerrissenen Gesellschaft Positionen klären“ (Schaaf), forschend die Kamera gebrauchen (Schamoni). Man lebe mit einem Mißtrauen den großen Themen gegenüber, auch den überkommen großen – ihre Werke tragen häufig nahezu autobiografischen Charakter –, man vergewissere sich seiner eigenen Umwelt. In der Diskussion wurde darauf hingewiesen, daß diese Werte wohl oft von den vermeintlichen Besitzern der „großen“ Werte verkannt würden.

Offensichtlich vollzieht sich auch hier die Begegnung zweier verschiedener Verhaltensmuster der Welt gegenüber: eines empirisch-induktiv-forschenden, das noch dazu aus der Krise der Institutionen und Werte nach dem Krieg kommt, und eines vorwiegend deduktiv-operierenden, das die jeweils schon „gehabten“ Werte in der Welt wiederfinden möchte. Hier lag ein Konflikt, unterschwellig zwar, aber nicht zu übersehen. Er klingt auch an in der Grußbotschaft des Papstes, von Kardinal Cicognani unterzeichnet: „Die christliche Gemeinschaft wünscht und erwartet indessen mit Recht, daß ihr Glaube und der Reichtum geistlichen Lebens auf der Leinwand erscheint, und daß man diese nicht nur als ein vom Leben losgelöstes Ornament darstellt, sondern als eine innere Dynamik zeigt, die dem Fortschritt des lebendigen Werdens in der modernen Welt selbst innewohnt.“ Wie leicht vergißt die Religion der Menschwerdung Gottes doch, daß das Christliche phänomenologisch als Menschliches begegnet und daß es der Augen des Glaubens bedarf, damit das menschliche Leben auf die christliche Hoffnung hin transparent wird. Das kann eine Institution nicht fordern; dazu bedarf es des menschlich-schöpferischen Engagements des Christen als Filmschöpfers selbst. Erst dann wird der beschworene nachkonziliare

Dialog zum Film hin aus der Sphäre herausgerückt, wo man ihn nur zu leicht als eine „nachkonziliare Rochade“ und ein Umfassungsmanöver kirchlicher Sachwalter denunzieren könnte. Wird man das vollbringen, wenn die künftigen Träger des Dialogs fernab von den etablierten Stätten filmischer Ausbildung einem abliegenden kirchlichen Tusculum anvertraut sind?

Doch ist durch diese Begegnung in Berlin ein weiterer Schritt vorwärts getan. Im Dialog wird keiner derselbe bleiben. Die bisherigen Leistungen des OCIC sind nicht bestritten. Es schickt sich eben an, einer Intervention der kanadischen Sektion zu folgen und das System der moralischen Filmbewertung neu zu überdenken. Man spürt, daß diese Bewertung der pastoralen Wirklichkeit nicht entspricht. Negative Einstufungen könnten dem einzelnen nicht die Verantwortung abnehmen, man könne auch nicht mit Sicherheit über den erwarteten Einfluß eines Films auf ein Durchschnittspublikum urteilen, das es so wieso nicht gebe. So solle sich das OCIC wesentlich auf nuancierte Information beschränken. Nur so werde man der sittlichen Verantwortung und Freiheit des einzelnen und auch dem künstlerischen Schaffen eines Regisseurs gerecht, das man nicht mit einer globalen Qualifizierung abtun könne.

Ein Kongreß von Fachleuten kann nie schiefgehen – auf den Gängen läßt sich noch viel austauschen. Nach außen aber trug die Studientagung des OCIC die Signatur der nachkonziliaren Kirche: die Spannungen zwischen Institution und Individuum; die Schwierigkeiten des offiziellen Wortes; der Konflikt mit dem eigenen Selbstverständnis (es kam zu einer temperamentvollen Auseinandersetzung um die Kriterien für die Verleihung des OCIC-Preises: explizit-christlich hie, „nur“ menschlich-wertvoll da); die Diskrepanz zwischen fordernder Institution und mangelndem persönlich-schöpferischen Engagement; wenn man will, den symptomatischen Pleonasmus eines geistlichen Beirats zu einem sowieso schon geistlichen Präsidenten; der Konflikt zwischen Selbst-Image und Fremd-Image. Aber es gab auch genug Teilnehmer,

die auf Grund persönlicher Kontakte bei Regisseuren und Produzenten gehört werden. Dort dürfte auch der Ansatz zur Lösung der Aufgabe sein, die sich das OCIC selbst gestellt hat: wenn es Heimat von Menschen ist, die in der Sache selbst schöpferisch engagiert sind, dann und nur dann wird es gehört wer-

den. Fehlt dies, wird es Einfluß haben nur in dem Maß, in dem es Exponent einer realen Macht ist. Doch wäre dann der Dialog ja schon abgebrochen.

Der Festspielpreis des OCIC wurde für den britischen Film „Flüsternde Wände“ vergeben.
Karl Weich SJ

Die Kirchengeschichte sucht ihren Gegenstand

In dem Interesse, das man heute der Geschichte der Geschichtsschreibung zuwendet, spiegelt sich ein gewandeltes Verhältnis zur Geschichte. Die Geschichtsschreibung ist Reflexion der Geschichte, ihre Geschichte also Reflexion der Reflexion, in der das Geschichtsbewußtsein selbst wiederum zum Gegenstand wird. Daß auch die Kirchengeschichtsschreibung in diesen Prozeß einbezogen wird, besagt Wesentliches über die Kirche selbst. Der christliche Glaube ist der Eintritt in eine Geschichte, in eine seltsame Geschichte freilich, die bereits in ihr Ende gekommen ist und dennoch andauert in dieser „kleinen Weile“. Das Verhältnis zwischen dieser „kleinen Weile“ und der Kirchengeschichte ist heute dadurch problematisch geworden, daß die bisherige Kirchengeschichte in der kritischen Auflösung der Verflechtung von Weltgeschichte und Heilsgeschichte – sei es durch die historische Methode, sei es durch die theologische Spekulation – in Frage gestellt ist. Wie in der profanen Gesellschaft der „Verlust der Geschichte“ diagnostiziert wurde, so konnte jüngst Urs von Balthasar sagen, daß sich die Kirche als Kirche nicht entwickeln könne, deshalb eine Periodisierung der Kirchenzeit theologisch unmöglich sei, die Kirche sich wesenhaft vielmehr in ihrer übergeschichtlichen Beständigkeit darstelle; soweit aber die Kirche der Geschichte (der Liturgie, der Dogmen, der Konzilien usw.) unterliegt, sei dies eine Geschichte wie jede andere Geschichte auch. Die Konsequenz daraus ist, daß die Kirchengeschichte als Religionsgeschichte zu betrachten ist. Eben dies hatte die Aufklä-

rungshistorie gefordert. Die Kirchengeschichte als theologische Disziplin aber hat damit ihren Gegenstand verloren.

Wie es dazu gekommen ist, was es bedeutet, vorab für das geschichtliche Selbstverständnis der Kirche, und welche Versuche unternommen werden, den theologischen Gegenstand der Kirchengeschichte wiederzufinden, dies eben ist der tiefste Grund des Interesses an der Geschichte der Kirchengeschichtsschreibung. Erstmals wurde das Problem explizit entfaltet durch F. Ch. Baur, dessen „Epochen“ (1852) trotz und wegen der zugrunde liegenden Philosophie Hegels der bis heute großartige Versuch geblieben sind, die Profanierung der Kirchengeschichte, in der Ludwig Spittler – so bemerkt der Tübinger mit erfrischender Ironie – seinen „Grundriß“ (1782) der Kirchengeschichte ungefähr ebenso begonnen hat wie seine „Geschichte Württembergs“, durch die „Idee“ der Kirche zu überwinden. In neuerer Zeit hat W. Nigg „Die Kirchengeschichtsschreibung“ (1934) dargestellt, ein Titel, dessen Anspruch bei weitem nicht eingelöst wird; die Feststellung, mit J. L. Mosheim (1693–1755) versinke der Satan „geräuschlos unter der Rampe der weltgeschichtlichen Bühne“, ist trefflich, wurde Nigg jedoch nicht zum Problem. Nun legt Peter Meinhold¹ eine „Geschichte der kirchlichen Historiographie“ vor, die für lange Zeit ein Standardwerk zu diesem Thema bleiben wird,

¹ Peter Meinhold, Geschichte der kirchlichen Historiographie. 2 Bde. Freiburg, München: Alber 1967. 533, 629 S. Lw. 115,-.